

**HEYNE** <

## **DAS BUCH**

Luke ist irgendwie lustig, und ich muss ein Grinsen unterdrücken. Sein Lächeln wird breiter, und ich fühle, wie mein Herz einen Schlag überspringt. Dann wird er gleich wieder ernst und hält seine Hand aus dem Fenster, um die Zigarette abzuaschen. »Scheiße, ich habe gar nicht gefragt, ob es okay für dich ist, wenn ich hier drin rauche.«

»Das ist dein Truck«, sage ich, nehme mein Bein wieder herunter und drehe mich nach vorn. »Hier drinnen kannst du machen, was du willst.«

»Ach ja?« Er neigt den Kopf etwas zur Seite und betrachtet mich. »Und wenn ich sage, ich will hundert Meilen die Stunde auf der Gegenspur fahren?«

»Dann sage ich, nur zu.« Irgendwie wünsche ich mir, er würde es tun, damit ich mein dringend nötiges Adrenalin bekomme und diese seltsamen Gefühle verschwinden, die er in mir auslöst. So habe ich schon sehr lange nicht mehr empfunden – falls überhaupt je.

## **DIE AUTORIN**

Die Bestsellerautorin Jessica Sorensen hat bereits zahlreiche Romane verfasst. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in den Bergen von Wyoming. Wenn sie nicht schreibt, liest sie oder verbringt Zeit mit ihrer Familie. [www.jessicasorensen.com](http://www.jessicasorensen.com)

## **LIEFERBARE TITEL**

*Das Geheimnis von Ella und Micha*

*Für immer Ella und Micha*

*Verführt. Lila und Ethan*

*Die Sache mit Callie und Kayden*

*Die Liebe von Callie und Kayden*

JESSICA SORENSEN

**FÜREINANDER BESTIMMT.  
VIOLET & LUKE**

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sabine Schilasky

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
THE DESTINY OF VIOLET AND LUKE



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 10/2014  
Copyright © 2014 by Jessica Sorensen  
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: t. mutzenbach design, München  
Umschlagabbildungen: © Stephen Carroll / Arcangel Images  
Redaktion: Sabine Thiele  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN: 978-3-453-53458-2

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für alle, die aus der Rolle fallen*



# LUKE

(Sechs Jahre alt)

Ich hasse es, zu rennen, und trotzdem mache ich das irgendwie dauernd. Und immer versuche ich, mich zu verstecken. Ja, ich verstecke mich eigentlich genauso viel, wie ich renne, denn sonst passieren schlimme Sachen. Ich werde gefunden. Oder gezwungen, Sachen zu machen, von denen mir schlecht wird. Wie *ihr* zu helfen.

»Komm raus, komm raus, wo du auch bist«, weht der Singsang meiner Mom mir nach, als ich aus der Haustür renne. Sie lallt, was bedeutet, dass sie wieder ihre Medizin genommen hat. Die nimmt sie sehr oft, und ich verstehe das nicht. Ich habe auch schon Medizin genommen, aber da war ich richtig krank, und sie hat mich wieder gesund gemacht. Meine Mom wird irgendwie nur kränker von ihrer Medizin.

Früher war sie nicht so, also jedenfalls nicht so schlimm. Ungefähr vor einem Jahr, als mein Dad noch da war, war sie normal und hat keine Medizin gebraucht. Jetzt nimmt sie ganz viel, und ich glaube, sie wird ein bisschen verrückt. Wenigstens denke ich das, wenn ich die Moms von den anderen sehe. Wenn die meine Freunde von der Schule abholen, sind sie immer fröhlich und überhaupt nicht komisch. Und meine Freunde freuen sich, dass sie da sind;

sie rennen nicht weg und verstecken sich vor ihnen, so wie ich vor meiner Mom.

Ich laufe hinters Haus, weg von ihrer Stimme, als sie hinter mir herjagt, mich sucht. Dauernd sucht sie mich, und ich hasse das. Manchmal hasse ich sie, weil ich ihretwegen immer weglaufen und mich verstecken muss. Und weil sie mich findet. Meistens verstecke ich mich unter dem Bett, im Wandschrank oder irgendwo anders im Haus, aber da hat sie mich in letzter Zeit immer schneller gefunden. Deshalb will ich mich heute draußen verstecken.

Als ich die hinteren Verandastufen erreiche, bleibe ich ruckartig stehen, denn ich bin furchtbar aus der Puste. Unter der Veranda ist gerade genug Platz, dass ich unter die morschen Bretter kriechen und mich da verstecken kann. Ich ziehe die Beine an und drücke meinen Kopf auf die Knie. Durch die Ritzen scheint die Sonne auf mich. Ich habe Angst, denn wenn die Sonne mich sehen kann, kann sie es vielleicht auch.

Deshalb rutschte ich nach hinten, näher an die unterste Stufe und aus dem Sonnenlicht, und dann halte ich die Luft an, als ich die Fliegengittertür quietschen höre.

»Luke«, sagt meine Mom von oben. Sie schlurft in ihren Hausschuhen über das Holz, und die Fliegengittertür knallt zu. »Luke, bist du hier draußen?«

Ich schlinge beide Arme um den Kopf, schlucke die Tränen hinunter, obwohl ich weinen will. Nur würde sie das ja hören. Und dann würde sie mich trösten wollen, und ich mag es nicht, wenn sie das macht. Ich mag viele Sachen nicht, die sie macht. Wegen ihr fühlt sich mein Leben oft so falsch an.



»Luke Price«, warnt sie mich und geht die Stufen runter. Ich spähe durch die Ritzen nach oben und sehe ihre rosa Hausschuhe. Der Qualm ihrer Zigarette brennt in meinen Augen. »Wenn du hier draußen bist und mir nicht antwortest, gibt es Ärger.« Sie singt es fast, wie ein Lied zu einem Spiel. Manchmal glaube ich, für sie ist es ein Spiel. Eines, das ich jedes Mal verliere.

Die Stufen knarren, als sie langsam nach unten geht. Asche fällt von ihrer Zigarette, mir auf den Kopf. Etwas landet in meinem Mund, aber ich spucke nicht aus. Ich bleibe so still wie ich kann, und streng mich an, damit mein Herz nicht so laut pocht und meine Hände nicht so schwitzen.

Endlich, nach ewig langer Zeit, dreht sie sich um und geht die Stufen wieder nach oben. »Na gut, mach doch, was du willst«, sagt sie.

Nichts ist oder wird so, wie ich es will. Das weiß ich genau. Deshalb bleibe ich ganz still, auch als die Fliegengittertür wieder zufällt. Ich atme flach, während der Wind weht und die Sonne weniger wird. So bleibe ich, bis der Himmel fast grau ist. Erst da blinzle ich wieder durch die Ritzen nach oben. Ginge es danach, was ich will, würde ich immer hierbleiben, versteckt unter den Stufen. Aber ich habe Hunger und bin müde.

Ich kann sie nicht mehr sehen oder hören, also beuge ich mich vor, strecke den Kopf unter den Stufen heraus. Es sieht aus, als wäre die Luft rein. Ich krabble auf den Rasen, stehe auf und klopfe mir den Sand und die Steinchen von meiner eingerissenen Jeans. Dann atme ich einmal tief ein, laufe um das Haus herum, dicht am Zaun entlang, bis ich im Vorgarten bin.

Die Gegend, in der wir wohnen, ist nicht schön. Bei allen hier sieht der Rasen immer gelb aus, und die Häuser müssen dringend mal frisch gestrichen werden. Meine Mom sagt, dass wir hier wohnen, weil wir arm sind und uns nichts Besseres leisten können. Dass es nur an meinem Dad liegt, weil er uns verlassen hat und sich nicht für uns interessiert. Deshalb kommt er mich auch nie besuchen. Ich weiß nicht, ob ich ihr das glauben soll, denn meine Mom lügt immer. So wie wenn sie mir dauernd verspricht, dass es das letzte Mal ist und ich danach nie wieder Sachen machen muss, die ich nicht will.

Eine Zeit lang stehe ich im Vorgarten und überlege, wo ich hin soll. Ich könnte durch das Fenster meiner Schwester klettern und mich in ihrem Zimmer verstecken, bis sie nach Hause kommt. Vielleicht hilft sie mir dann. Aber sie ist in letzter Zeit so komisch und wird jedes Mal wütend, wenn ich mit ihr rede. Sie hat Glück, denn meine Mom achtet nicht so viel auf sie wie auf mich. Warum, weiß ich nicht. Ich bemühe mich wirklich, nicht aufzufallen. Ich mache keinen Blödsinn und putze und räume auf, wie sie es mag. Und ich bin ruhig. Meistens bin ich in meinem Zimmer und sortiere meine Spielsachen nach Arten, wie sie es mag, trotzdem ruft sie immer nach mir. Amy ist wie unsichtbar für sie.

*Hat die ein Glück! Ich will auch unsichtbar sein.*

Ich beschließe, runter zur Tankstelle an der Ecke zu gehen, wo ich mir einen Schokoriegel oder so kaufen kann, denn mir tut vor Hunger schon der Bauch weh. Aber kaum bin ich auf dem Gehweg, höre ich die Haustür aufgehen.

»Luke, komm sofort in Haus!«, sagt sie wütend, schnippt mit den Fingern und zeigt auf den Boden vor ihren Füßen. »Ich brauche dich.«

Ich erstarre und wünsche mir, ich wäre mutig genug, einfach weiterzulaufen. Richtig weg. Nie wiederkommen. Ich könnte in einem Pappkarton schlafen, was mir so viel besser vorkommt als unser steriles Haus. Aber ich bin nicht mutig. Ich drehe mich um und gehe zu ihr, so wie sie es von mir will. Sie hält die Tür auf. Ihr Haar ist unordentlich aufgesteckt, und sie hat dasselbe rosa Trägerhemd und dieselben karierten Shorts an wie sonst. Das ist wie eine Uniform für sie, bloß dass sie keinen Job hat. Keinen guten jedenfalls, in dem sie eine Uniform anziehen muss. Ihr Job ist, dass sie ihre Medizin an eklige Männer verkauft, die sie merkwürdig angaffen – oder Amy, wenn sie aus ihrem Zimmer kommt.

Sie krümmt ihren Finger. »Komm hier rein.«

Zittrig atmend gehe ich zur Haustür, und mir wird schlecht. Das wird es immer, wenn sie mich braucht. Mir wird schlecht, weil ich mir vorstelle, was ich für sie machen muss.

Als ich oben bin, geht sie einige Schritte rückwärts. Sie sieht nicht fröhlich aus, aber auch nicht traurig. Während sie mir die Tür aufhält, mustert sie mich mit ihren braunen Augen, die mich an den Beutel mit Murmeln erinnern, den ich wegwerfen musste, weil sie fand, dass sie falsch aussahen. Sobald ich drinnen bin, schließt sie die Tür, schiebt den Riegel vor, hakt die Kette ein und drückt das Schloss im Knauf ein, bevor sie sich umdreht.

Die Vorhänge sind zugezogen, und von einer brennen-

den Zigarette in dem blaugrünen Aschenbecher auf dem Couchtisch steigt Qualm auf. Hinter dem Tisch steht ein Sofa, das mit Plastikfolie bezogen ist, »damit die dreckige Luft nicht den Stoff ruiniert«, hat meine Mutter mal erklärt. Sie denkt immer, dass Dreck in der Luft dem Haus oder ihr was tut, weshalb sie so gut wie gar nicht mehr rausgeht.

»Warum bist du weggelaufen?«, fragt sie, als sie zum Sofa geht und sich auf den Plastikbezug fallen lässt. Sie saugt lange an der Zigarette, und einige Sekunden später kringelt sich Rauch um ihr Gesicht, in dem lauter rote Stellen sind. »Hast du ein Spiel gespielt oder so?«

Ich nicke, weil das viel besser ist, als ihr zu verraten, dass ich mich vor ihr versteckt habe. »Ja.«

Sie zieht noch mal an der Zigarette und starrt zu der Reihe Katzenfiguren auf einem der Borde, die alle Wände im Wohnzimmer füllen. In jeder Reihe sind die Figuren nach Arten sortiert. Das hat sie mal gemacht, als sie nach zu viel Medizin seltsam wurde. Allerdings passiert es nur nach der einen Medizin, von der sie immer sehr, sehr lange wach bleibt, nicht nach der anderen, von der sie tief einschläft. In der Nacht, als sie die Figuren geordnet hat, war ich von dem Glasklirren und dem unverständlichen Gemurmel wach geworden. Ich sah nach, und sie war wie verrückt, bewegte sich zu schnell hin und her und versuchte, die Tiere zu ordnen, »sonst passiert was Schlimmes«. So etwas weiß sie immer; sie fühlt es in ihren Knochen. Ab und zu denke ich, dass schon genug Schlimmes passiert ist.

»Luke, hör zu«, sagt meine Mom. Ich sehe von den

Figuren zu ihr und wünsche mir, dass ich eine von ihnen wäre, sodass ich oben auf einem Bord stehen könnte und zusehen, statt mitmachen zu müssen. Sie nimmt die Zigarette in die andere Hand und beugt sich zur Seite, um nach ihrem kleinen »Medizinkasten« aus Holz zu greifen. Sie stellt ihn auf ihren Schoß, saugt noch einmal an ihrer Zigarette und legt sie in den Aschenbecher, um die Lampe anzuschalten. »Jetzt lass den Quatsch und komm her, ja?«

Alles an mir zieht sich zusammen, und ich sehe mich zur Haustür um. Dabei überkreuze ich die Finger und hoffe, dass Amy bald zu Hause ist und uns lange genug unterbricht, damit ich mir ein neues Versteck suchen kann. Aber sie kommt nicht, und ich stecke hier fest. Mit ihr.

»Muss ich?«, frage ich leise.

Sie nickt, und ihre Augen sind ganz unruhig. »Du musst.«

Zitternd drehe ich mich wieder zu ihr und gehe zum Sofa. Als ich neben ihr sitze, tätschelt sie mir den Kopf, als wenn ich ihr Hund wäre. Das macht sie oft, und ich frage mich, ob sie mich so sieht: als ihren Hund, nicht ihr Kind.

»Du warst heute ein böser Junge«, sagt sie und klopft mir weiter aufs Haar. Ich kann es nicht leiden, wenn sie das macht, und manchmal möchte ich mir den Kopf kahl rasieren, damit sie mich nicht mehr anfassen kann. »Du hättest kommen sollen, als ich dich rief.«

»Tut mir leid«, lüge ich, obwohl mir bloß leidtut, dass ich gefunden wurde. Ich muss bessere Verstecke finden und so lange da bleiben, bis sie aufhört, mich zu suchen. Vielleicht werde ich dann so unsichtbar wie Amy.

»Ist schon okay.« Sie streichelt meine Wange und mei-

nen Hals, bevor sie ihre Hand wegzieht. Als sie mich auf die Wange küsst, mache ich die Augen zu und halte die Luft an, weil ich schreien will: *Fass mich nicht an!* »Ich weiß doch, dass du im Grunde ein braver Junge bist.«

*Nein, bin ich nicht. Ich bin schrecklich, weil ich dich hasse. Ich hasse dich wirklich. Ich hasse dich so sehr, dass ich mir wünsche, du wärst tot!*

Sie fängt an, ein ausgedachtes Lied zu summen, während sie den Deckel des Kästchens abhebt und vorsichtig zur Seite legt. Ich muss nicht mal reinsehen, um zu wissen, was darin ist: ein Löffel, ein Feuerzeug, ein kleiner Plastikbeutel mit Zeug, das fast wie brauner Zucker aussieht, ein dünnes Stück Watte, eine halbe Flasche Wasser, ein großes Gummiring und eine Spritze, die sie wahrscheinlich aus dem Vorrat meiner Insulinspritzen genommen hat.

»Weißt du noch, was du tun sollst?«, fragt sie und summt weiter.

Ich nicke. Tränen brennen in meinen Augenwinkeln, weil ich das nicht machen will. Ich will nichts von all dem tun. »Ja.«

»Schön.« Wieder tätschelt sie meinen Kopf, diesmal ein bisschen gröber.

Ich sehe nicht hin, als sie die Tüte öffnet und etwas von dem braunen Zeug mit etwas Wasser auf den Löffel gibt. Auch so kann ich mir gut vorstellen, was sie tut, denn ich habe es schon so oft gesehen, manchmal zweimal am Tag. Das kommt immer darauf an, wie viel sie mit sich selbst redet. Wenn es viel ist, braucht sie die Spritze oft. Aber dann, wenn sie ruhiger wird, ist es nicht so schlimm. Ich mag die ruhigeren Tage, an denen sie nicht wie wild putzt

oder dauernd dasselbe vor sich hin redet. Ich finde es sogar gut, wenn sie völlig weggetreten ist.

Sie hält das Feuerzeug unter den Löffel und murmelt einen Songtext vor sich hin. Eigentlich hat sie eine schöne Stimme, aber das, was sie singt, ist gruselig. Als der Löffel heiß genug ist, wickelt sie das Gummiband um ihren Arm. Ich sitze neben ihr, trommle mit den Fingern auf meinem Bein und stelle mir vor, ich wäre in dem Bein statt hier. Irgendwo, nur nicht hier.

*Ich hasse sie!*

»Okay, Luke, hilf mir, ja?«, sagt sie endlich, nachdem sie ihre Medizin in der Wasserpfüte aufgelöst und etwas davon in die Spritze gezogen hat.

Ich zittere, als ich mich zu ihr drehe. Immer zittere ich. Immer bin ich unruhig, immer. Und ich habe immer solche Angst, dass ich etwas falsch mache. Es nicht schaffe. Jetzt reicht sie mir schon die Spritze und streckt den Arm über ihren Schoß. Sie hat diese lila Stellen und roten Flecken überall auf ihrem Arm von den ganzen anderen Malen, die ihr die Spritze gesetzt wurde. Ihre Adern sind dunkel unter der Haut, und ich kann es nicht ausstehen, wenn die Nadel da reinspritzt, genauso wenig wie sie. Aber wie jedes Mal ziele ich mit der Nadelspitze nahe an die Stellen, die schon in ihrem Arm sind.

Meine Hand zittert. »Bitte, ich will das nicht«, flüstere ich. »Bitte, Mom.« Ich weiß nicht, wieso ich es überhaupt versuche. Sie würde alles tun, um ihre Medizin zu bekommen. Und damit meine ich wirklich alles. All die Sachen, die normale Leute nicht tun.

»Tief atmen, weißt du noch?« Sie beachtet mich nicht,

als sie ihren freien Arm um meinen Nacken legt. »Weißt du noch? Du musst die Vene treffen. Du kannst mir den Arm versauen oder mich sogar umbringen, wenn du nicht aufpasst, okay?« Sie sagt es so, als wäre das etwas Nettes und würde mir etwas von meiner Angst nehmen.

Dabei macht es alles schlimmer, vor allem, weil ein Teil von mir will, dass ich die Vene verfehle. Ich muss oft tief einatmen, bis ich fast glaube, dass ich es schaffe, ihre Vene mit der Nadel zu treffen, so wie ich es schon Hunderte Male gemacht habe. Es ist eklig, als sie sich bei dem Stich ein bisschen verkrampft. Ich drücke die Spritze rein, und Sekunden später macht sie dieses komische Geräusch, bevor sie nach hinten sackt und mich mit sich zieht. Hastig ziehe ich die Spritze raus, bevor wir ganz in die Sofapolster sinken.

»Danke, Luke«, sagt sie müde und tätschelt mir den Kopf, während sie mich an sich drückt. Aus ihrem Hals kommt dieser bebende Ton, als wollte sie wieder summen, aber er bleibt in ihr gefangen. So wie ich.

Ich presse die Lippen zusammen, starre an die Wand gegenüber, atme so wenig wie möglich. Nach einiger Zeit fallen ihre Arme einfach runter. Eine Hand schlägt auf den Fußboden, als ihre Augen zugehen, und ich bin erst mal frei von ihr.

Dann setze ich mich auf, schlucke die Tränen runter und hasse sie dafür, dass sie mich hierzu zwingt. Und ich hasse mich dafür, dass ich es mache und froh bin, dass sie weggetreten ist. Wütend werfe ich die Spritze auf den Tisch und stehe auf. Mit aller Kraft drehe ich sie auf die Seite, weil sie manchmal kotzt. Jetzt habe ich das stille Haus für mich, so wie ich es mag. Aber irgendwie mag ich es auch



nicht, denn die Leere wird schnell drückend. Was ich eigentlich will, ist das, was alle anderen Kinder haben. Die, die ich im Park sehe, wie sie auf den Schaukeln sitzen, und ihre Eltern geben ihnen Schwung, damit sie höher und höher kommen. Sie lachen und lächeln immer. Jeder scheint immer zu lachen oder zu lächeln. Außer mir. Wenn ich fast mal lachen muss, kommt bei mir sofort dieses eklige, scheußliche Gefühl hoch, gemischt mit Hass und Traurigkeit, von dem mir die ganze Zeit schlecht ist. Und dann ist es gleich wieder weg, und ich will nicht mal mehr lachen. Fröhlichkeit ist unecht. Die ist bloß Theater.

Ich werfe die Spritze und den Löffel in das Holzkästchen und frage mich, ob das Leben immer so sein wird. Ob ich immer so viel Traurigkeit und Hass in mir haben werde. Bis alles wieder in dem Kästchen liegt, zittere ich schon wieder und will unbedingt irgendwohin fliehen – wieder losrennen. Ich halte das nicht mehr aus. Ich kann hier nicht sein. Nicht bei ihr.

»Ich halte das nicht aus!«, schreie ich so laut ich kann und ramme meine Faust in den Couchtisch. Es knackt in meiner Hand und tut so weh, dass ich vor Schmerz weine, auf den Boden sinke, aber natürlich hört mich keiner.

Tun sie ja nie.

## VIOLET

*(Dreizehn Jahre alt)*

Ich hasse Umziehen. Nicht nur von einem Haus zum nächsten, sondern von einer Familie zur anderen. Ich hasse

es, meine Arme und Beine zu bewegen, im Leben voranzukommen, weil es eigentlich nur heißt, dass ich woanders hingehge. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich mich nicht bewegen, nie vorankommen, nie irgendwo hingehen. Aber ich muss immer. Ich habe keine Wahl, und ich weiß nie, wo oder bei wem ich sein werde. Manchmal sind die Familien nett, manchmal auch nicht. Trinker. Religiöse Irre. Leute mit einem Hass auf alles und jeden. Grabscher.

Die Familie, bei der ich jetzt bin, sagt mir, dass alles, was ich mache, falsch ist, und ich mehr wie ihre Tochter Jennifer sein soll. Ich weiß nicht genau, warum sie mich überhaupt genommen haben. Sie scheinen mit ihrem Kind ziemlich zufrieden zu sein, und ich bin nur eine schrille Deko, die sie ihren Freunden zeigen können, damit die ihnen sagen, wie toll sie sind, dass sie so ein verkorkstes Kind bei sich aufnehmen. Ich bin das Waisenkind, das keiner will, aber sie haben mich zu sich genommen und hoffen, dass sie mich hinbiegen können, damit ihre Familie super aussieht.

»Es ist ja so nett von euch, ihr ein Zuhause zu geben«, sagt eine Frau mit knallroten Haaren zu Amelia, die momentan meine Mutter ist. Sie hat mal wieder Nachbarn eingeladen, was sie oft tut und sich danach bei ihrem Mann darüber beklagt. »Diese armen Kinder brauchen so dringend ein Dach über dem Kopf.«

Amelia sieht zu mir. Ich sitze am Tisch und muss dort bleiben, bis alle wieder gegangen sind. »Ja, aber es ist nicht einfach.« Sie hat diesen gelben Pulli an, der mich immer an den Kanarienvogel von einer der anderen Familien er-

innert. Der Vogel hat ununterbrochen Krach gemacht. Amelia richtet Kracker und Käse auf einer geblühten Platte an und geht zum Kühlschrank. »Sie ist schon ein Problemkind.« Sie öffnet die Kühlschranktür und holt einen großen Krug Limonade heraus. Dann sieht sie wieder zu mir, beugt sich zu der Rothaarigen und sagt leiser: »Sie ist immerzu wütend. Neulich hat sie eine Vase zerschlagen, weil sie ihre Schuhe nicht finden konnte. Aber ich arbeite daran.«

Immerzu wütend. Das sagen irgendwie alle, dass ich so wütend auf die Welt bin und dass es verständlich ist, wegen dem, was ich durchgemacht habe. Und keiner will sich damit beschäftigen, dass ich wahrscheinlich zu viel Wut in mir habe. Dass ich gebrochen bin, labil, vielleicht sogar gefährlich. Eben alles, was kein Erwachsener bei einem Kind sehen will. Sie wollen Strahlen und Lachen, Kinder, die sie auch zum Strahlen und Lachen bringen. Ich bin die dunkle, morbide Seite der Kindheit. Garantiert warten sie nur darauf, dass ich ihnen einen Vorwand liefere, mich wieder loszuwerden. Und dann können sie jedem erzählen, dass sie es ehrlich versucht haben, ich aber schlicht zu verkorkst war.

»Und ihre Albträume«, sagt Amelia. »Jede Nacht wacht sie schreiend auf und hat sogar mal ins Bett gemacht.« Ihr Blick wandert zu dem zerschlissenen Teddy, den ich im Arm halte. »Sie ist sehr unreif und trägt dieses Stofftier überall mit sich herum ... Das ist schon seltsam.«

Ich hasse sie. Sie versteht nicht, wie es ist, Dinge zu sehen, von denen die meisten Leute nicht mal zugeben wollen, dass es sie gibt. Die hässliche Wahrheit, grellrot,

steckt in meinem Kopf; Bilder, die ich nicht abschütteln kann. Tod. Gewalt. Angst. Menschen, die anderen Menschen das Leben nehmen, als wäre ein Leben nichts. Dann lassen sie mich zurück, und ich trage die faulige, verrottende Wahrheit mit mir. Alleine. *Warum haben sie mich zurückgelassen?* Dieser Teddy ist alles, was ich aus der Zeit habe, als mein Leben noch nicht vom Hässlichen zerfressen war.

Ich drehe den Kopf weg und sehe aus dem Fenster zu dem Gartenschmuck, der wie eine Tulpe aussehen soll und in dem sich die Sonne spiegelt. Dabei drücke ich den Teddy fester an meine Brust. Er ist ein verfrühtes Geburtstagsgeschenk von meinem Dad, das er mir am Tag vor seinem Tod gab. An der künstlichen Tulpe draußen sind kleine rote, herzförmige Glasperlen, und wenn die Sonne auf sie scheint, flackern sie und lassen Punkte über den Estrich auf der Terrasse tanzen. Es ist hübsch, und ich konzentriere mich darauf, dränge meine Wut weg, verschließe sie in mir. Ich streng mich an, meine Gefühle zu kontrollieren. Sonst kommen sie hoch, und dann muss ich es aufhören lassen – mit einem Adrenalinrausch.

Außerdem muss Amelia nicht wiederholen, was ich schon weiß. Ich weiß, was ich jede Nacht tue, genauso wie ich weiß, was ich für sie bin und dass sie mich in ein paar Monaten satt haben und mich zu einem anderen Zuhause schicken, wo die anderen Leute auch alles nervt, was ich mache, und mich weiterschicken. Es ist immer so, verlässlich wie ein Uhrwerk, und ich erwarte nichts anderes. Sonst wird man bloß enttäuscht. Früher, als ich kleiner war, hatte ich mir Sachen erhofft – dass ich weiter bei

meiner Mom und meinem Dad bleibe, glücklich bin –, aber der Traum wurde an dem Tag vernichtet, an dem sie starben.

»Violet«, sagt Amelia streng, und rasch drehe ich meinen Kopf zu ihr. Sie und ihre rothaarige Freundin starren mich besorgt und ein bisschen ängstlich an, und ich frage mich, wie viel ihre Freundin von mir weiß. Weiß sie von der Nacht? Was ich gesehen habe? Wovor ich entkommen bin? Wovor nicht? Hat sie deshalb Angst vor mir? »Hörst du mir zu?«, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. »Nein.«

Sie zieht eine Braue hoch, während sie den Schrank über ihrem Kopf öffnet. »Nein was?«

Ich setze den Teddy auf meinen Schoß und sage mir, dass ich die Wut beherrschen muss, denn das letzte Mal, als ich sie rausließ, habe ich eine Menge Sachen kaputt gemacht und wurde hierhergeschickt. »Nein, Ma'am.«

Ihre Braue senkt sich wieder, und sie nimmt einige Dosen mit Bohnen aus dem Schrank. »Gut, also, wenn du bitte gleich zuhörst, dann muss ich nicht alles wiederholen.«

»Jetzt höre ich zu«, sage ich, und sie verzieht das Gesicht. »Entschuldigung. Ich höre jetzt zu, Ma'am.«

Sie sieht mich eisig an, stellt die Dosen auf die Arbeitsplatte und holt den Öffner aus einer Schublade. »Ich sagte, geh bitte in die Garage und hol mir Hamburger-Fleisch aus der Gefriertruhe.«

Ich nicke, hüpfе vom Stuhl und nehme den Teddy mit. Es ist gut, aus der stickigen Küche zu kommen und weg von ihrer Freundin, die mich ansieht, als würde ich sie

gleich abstecken. Auf dem Weg zur Garagentür höre ich Amelia sagen: »Wir überlegen, den Sozialdienst anzurufen und sie wieder abholen zu lassen ... Sie ist einfach nicht das, was wir erwartet hatten.«

*Erwarte nie irgendwas.* Ich will mich umdrehen und ihr das sagen, gehe aber zur Garage. Die Lichter sind an, und ich gehe die Stufen hinunter und will an dem Auto vorbei zur Gefriertruhe in der Ecke. Doch ich bleibe stehen, als ich Jennifer sehe, die mit einem Jungen und zwei Mädchen an Fahrrädern bastelt.

»Ach, seht mal, wer da kommt!«, höhnt sie und zieht ihr Rad von der Wand weg. Es ist genauso pink wie ihr Kleid. Früher hatte ich auch mal ein Fahrrad, nur war es lila, weil ich Pink nicht ausstehen kann. Aber ich habe nie gelernt, Rad zu fahren, und jetzt ist es Teil meines alten Lebens, eingepackt und verkauft, zusammen mit dem Rest meiner Kindheit. »Violet und der blöde Teddy.« Sie sieht zu ihren Freunden. »Den schleppt sie dauernd mit sich rum, wie ein kleines Baby.«

Ich drücke das Stofftier fest an mich und bemühe mich, nicht auf sie zu achten, denn mir bleibt nichts anderes übrig. Dies ist weder mein Zuhause noch meine Familie, und keiner wird sich auf meine Seite stellen. Ich bin allein auf der Welt. Das habe ich schon früh begriffen, und mich an den Gedanken zu gewöhnen, immer allein zu sein, hat das Leben die letzten Jahre ein wenig einfacher gemacht.

Hastig gehe ich an ihr und ihren Freunden vorbei, die lachen, als sie ihnen zuflüstert, dass ich stinke wie eine Obdachlose. Ich öffne die Kühltruhe, nehme ein Pfund gefrorenes Hackfleisch heraus und schließe den Deckel wie-

der. Dann will ich zurück, aber Jennifer hat sich mir in den Weg gestellt.

»Lässt du mich bitte durch?«, frage ich höflich, klemme das Fleischpaket unter einen Arm und den Teddy unter den anderen. Als ich an ihr vorbeigehen will, tritt sie auch zur Seite und breitet die Arme aus.

»Troll.« Der Junge lacht, und die Mädchen kichern.

»Das hier ist mein Haus«, sagt Jennifer böse grinsend. »Nicht deins, also hast du mir nichts zu sagen.«

Ich halte das Hamburger-Fleisch hoch und unterdrücke meine Wut. »Ja, aber ich soll das hier für deine Mom holen.«

Sie stemmt die Hände in die Hüften und erklärt hochnäsiger: »Ja, weil du für sie so was wie unser Hausmädchen bist. Ich habe sogar gehört, wie sie zu meinem Dad gesagt hat, dass sie dich nur als Pflegekind genommen haben, weil sie jemanden brauchen, der das Haus putzt.«

*Lass dich nicht von ihr ärgern. Es ist egal. Alles ist egal.*  
»Geh mir aus dem Weg«, sage ich mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie schüttelt den Kopf. »Kommt nicht infrage. Ich muss nicht auf dich hören, du stinkende, irre Versagerin.«

Die anderen lachen, und es kostet mich enorme Kraft, ihr nicht ins Gesicht zu boxen. *Du bist gut erzogen und tust so etwas nicht. Mom und Dad würden nicht wollen, dass du so bist.* Ich will zur anderen Seite ausweichen, aber sie tut es mir gleich und tritt mir gegen das Schienbein. Ein pochender Schmerz jagt mir das Bein hinauf, doch ich lasse mir nichts anmerken.

»Kein Wunder, dass du keine Eltern hast. Die wollten

dich bestimmt nicht«, spottet sie. »Ach nein, stimmt ja gar nicht. Sie sind tot... Wahrscheinlich hast du sie sogar selbst umgebracht.«

»Halt den Mund«, warne ich sie und zittere, als ich einen Schritt nach vorn mache. Der Junge steht auf und kommt mit einem Blick auf uns zu, bei dem ich weglaufen will. Aber das tue ich nicht, weil sie dann sicher hinter mir her rennen, und am Ende gibt man mir sowieso die Schuld.

»Was soll das heißen, sie hat ihre Eltern umgebracht?«, fragt er und wischt sich mit dem Daumen Schmiere von der Stirn.

Jennifer grinst boshaft und dreht sich zu ihm. »Hast du ihre Geschichte nicht gehört?«

»Halt den Mund!«, unterbreche ich sie und gehe so dicht an sie heran, dass ich sie beinahe umstoße. Dann hebe ich eine Hand, um sie wegzuschieben. »Ich warne dich.«

Sie redet weiter, als gebe es mich gar nicht. »Ihre Eltern sind umgebracht worden.« Sie sieht mich böse und voller Hass an. »Ich habe gehört, wie meine Mom erzählt hat, dass sie sie gefunden hat, aber ich glaube, sie war es selbst, weil sie *irre* ist.«

Im Geiste sehe ich meine Mom und meinen Dad in ihrem Schlafzimmer, umgeben von Blut, und raste aus. Ich verdränge das Bild, bis ich nur noch Rot sehe. Überall Rot. Blut. Rot. Blut. Tod. Und ein blödes kleines Mädchen, das nicht weg kann.

Ich werfe das Hamburger-Fleisch auf den Boden. Mich kümmert nicht, was mit mir passiert, als ich ein Bündel von ihrem langen blonden Haar packe und daran reiße. »Nimm das zurück!«, rufe ich und ziehe noch fester, wäh-



rend ich mich umdrehe und Jennifer mit mir vor den Wagen zerze, weg von dem Jungen.

Sie fängt an zu schreien, wirft den Kopf nach hinten, und Tränen laufen ihr aus den Augen. »Du verdammtes Miststück!«

»Lass sie los!«, brüllt der Junge und läuft um das Auto herum zu uns. »Du irrer Psycho!« Er ruft den anderen Mädchen zu, dass sie jemanden holen sollen, und sie laufen los. Auch sie sehen mich an, als wäre ich wahnsinnig.

Mir ist klar, dass Amelia gleich rauskommen wird, und dann dauert es nicht lange, bis sie den Sozialdienst anruft und die Leute mich abholen. Ich zittere vor Wut und Hass, die sich ganz gegen Jennifer richten, weil sie gerade vor mir steht. Sonst keiner. Meine Sicht wird so verschwommen wie alles in meinem Kopf und meinem Herzen, und es fühlt sich an, als wäre ich wieder in unserem Haus damals, würde in das Zimmer gehen, das Blut sehen ... die Stimmen hören ...

Ich gebe so sehr, dass meine Finger den Halt an Jennifer verlieren und ich sie loslasse. Sofort kippt sie gegen das Auto. Dann richtet sie sich auf, dreht sich um und schubst mich so fest, dass ich umfalle und mit dem Kopf gegen die Wand pralle.

»Du Psycho!«, schreit sie. Ihr Gesicht ist rot, und immer noch heult sie. »Meine Eltern schmeißen dich raus! Darauf kannst du wetten!«

Ich starre auf den Fußboden vor ihr, umklammere meinen Teddy und rühre mich nicht.

Sie stöhnt frustriert, stampft mit dem Fuß auf und läuft aus der Garage.

Kurz darauf kommt Amelia angerannt und schreit mich schon an, ehe sie bei mir ist. »Für dich ist es vorbei hier! Hast du mich verstanden?«

»Ja.« In mir ist kein Funken Gefühl mehr, und meine Stimme klingt hohl.

»Ja was?« Sie wartet mit verschränkten Armen auf meine Antwort.

Doch ich sage nichts, weil ich es ja nicht mehr muss. Mit diesem Haus bin ich fertig. Was eben passiert ist, lässt sich nicht auslöschen. Ich kann die Vergangenheit nicht ändern, genauso wenig wie ich über meine Zukunft bestimmen kann.

Sie wird wütend und läuft rot an, während sie versucht, sich zu beherrschen. Sie sagt mir, dass ich nichts taue, dass keiner mich haben will, dass ich verschwinden muss. Im Grunde sagt sie mir bloß, was ich schon weiß.

»Hörst du mir eigentlich zu?«, schreit sie, und ich schüttele den Kopf. Zornig reißt sie mir den Teddy aus den Händen.

Das holt mich aus meiner Trance. »Hey, das ist meiner!«, rufe ich, springe auf und stürze mich auf den Teddy. Meine Schulter rammt ihren Arm, als sie das Stofftier in die Höhe hält, außerhalb meiner Reichweite.

Dann geht sie rückwärts und nimmt den Arm nach hinten. »Sieh es als Strafe dafür, dass du meiner Tochter wehgetan hast.«

»Deine Tochter hatte es verdient.« Ich werde panisch. Wenn sie irgendwas mit dem Teddy macht, werde ich wahnsinnig. Ich brauche ihn, sonst kann ich nicht überleben – will es nicht. *Warum habe ich überlebt?*

»Tja, wenn du dich bei Jennifer entschuldigst, kannst du ihn wiederhaben.« Sie geht zur Tür, wo ihre Tochter steht und grinsend auf meine Entschuldigung wartet.

»Tut mir leid«, knurre ich, weil ich den Teddy so dringend zurückhaben will, dass ich alles tun würde, was sie verlangt. »Bitte, bring ihn nicht weg«, flehe ich verzweifelt. »Er ist alles, was ich noch von meinen Eltern habe – das Einzige.« Ich bin schwach, erbärmlich, und das hasse ich. Ich hasse mich. Doch ich brauche den Teddy.

Jennifer grinst immer noch und lehnt sich an den Türrahmen. Ihre Wangen sind gerötet von den trocknenden Tränen. »Ich glaube nicht, dass es ihr wirklich leidtut, Mom.«

Amelia sieht mich an. »Nein, glaube ich auch nicht.« Enttäuscht runzelt sie die Stirn, als würde ihr endlich klar, dass sie mich nicht ändern kann. Dann dreht sie sich mit meinem Teddy in der Hand zur Tür. »Du kannst ihn wiederhaben, wenn ich eine echte Entschuldigung aus deinem Mund höre. Und die sollte lieber bald kommen, denn du bist nicht mehr lange hier.«

»Ich habe gesagt, dass es mir leidtut«, brülle ich und balle die Fäuste. »Was zum Teufel soll ich denn noch sagen?«

Sie antwortet nicht und geht mit meinem Teddy ins Haus. Jennifer lächelt hämisch, bevor sie sich wegdreht, das Licht ausschaltet und die Tür hinter sich schließt.

In der Garage ist es stockfinster, und ich finde es erdrückend. Aber damit kann ich umgehen. Dinge zu sehen, ist viel schlimmer als nichts zu sehen. Ich mag die Dunkelheit.

Ich rutsche an der Wand nach unten und ziehe die Beine an, während mich die Dunkelheit umfängt. Einige Tränen rinnen mir über die Wangen, und ich lasse sie laufen, weil es okay ist, denn ich bin im Dunkeln, und da sieht man es nicht.

Doch nach einer Weile kann ich nicht mehr aufhören, weil das, was Jennifer und die anderen Kinder gesagt haben, in meinem Kopf hallt. Ich denke an das letzte Mal, dass ich meine Eltern gesehen habe, in ihren Särgen, und wie sie dahin gekommen sind. Das Blut. Nie werde ich das Blut vergessen. Auf dem Boden. Auf mir.

Bald ist mein Gesicht ganz nass von Tränen. Mein Herz hämmert in meiner Brust, und ich reiße an meinem Haar, beiße die Zähne zusammen, schreie und stampfe mit den Füßen auf dem Boden. Unsichtbare Rasierklingen und Nadeln stechen und schneiden unter meiner Haut. Ich kann die Gefühle nicht abstellen, kann nicht klar denken. Ich brauche Luft. Ich habe Schmerzen und halte sie nicht aus. Ich muss hier raus, muss atmen.

Wacklig stehe ich auf und taste mich durch die Dunkelheit, bis ich die Tür gefunden habe, die auf die Einfahrt führt. Ich stoße sie auf und renne hinaus in den Sonnenschein, vorbei an den Wagen, die in der Auffahrt parken, und hinunter zum Gehweg. Ich werde erst langsamer, als ich den Highway vor dem Haus erreiche, auf dem die Autos schnell vorbeifahren. Ohne zu zögern, gehe ich in die Mitte der Straße und stelle mich auf die gelb gepunktete Mittellinie, die Arme weit ausgebreitet. Tränen sammeln sich in meinen Augen, als ich in der Sonne blinzele, und mein Puls wird schneller, je länger ich dastehe. Dieser

Energieschub, der zum einzigen Vertrauten in meinem Leben geworden ist, übernimmt.

Es fühlt sich an, als würde ich fliegen, mich kopfüber in etwas anderes stürzen, als herumgereicht zu werden, von einem zum anderen geschoben, weggegeben, weggeworfen, vergessen. Vor mir liegt das Unbekannte, und ich habe keinen Schimmer, was passieren wird. Das fühlt sich befreiend an. Also bleibe ich stehen, sogar als ein Wagen kommt. Ich warte, bis ich die Reifen hören kann. Bis ich das Auto sehe. Bis es nahe genug ist, dass der Fahrer hupt. Bis ich das Adrenalin spüre, das die Trauer und Panik aus meinem Körper und meinem Kopf spült. Bis meine Gefühle weg sind und ich nur noch Heiterkeit empfinde. Dann springe ich nach rechts, wo der Asphalt in Gras übergeht, während der Wagen nach links ausweicht. Bremsen quietschen. Wieder ein Hupen. Jemand schreit.

Ich liege lautlos im Gras und fühle mich zwanzigmal besser als in der Garage. In meiner dunklen Höhle der Taubheit bin ich zufrieden. Hier finde ich es okay, ein Kind zu sein, das keiner will. Das Kind, das wahrscheinlich besser dran gewesen wäre, wäre es mit seinen Eltern gestorben, anstatt alleine weiterzuleben.



## Kapitel 1

### VIOLET

*(Erstes College-Jahr)*

Ich habe mein künstliches Lächeln aufgesetzt, und keiner von den Leuten um mich herum merkt, dass es nicht echt ist. Es interessiert eigentlich auch keinen, genauso wenig wie sich irgendeiner von denen für mich interessiert. Ich bin auch bloß aus drei Gründen hier und mime den kleinen Sonnenschein: (1) schulde ich es Preston, meinem letzten Pflegevater, bevor ich achtzehn wurde, weil er mir ein Zuhause gab, als mich niemand sonst wollte; (2) weil ich das Geld brauche, und (3) weil ich den Rausch liebe, dass ich jeden Moment auffliegen könnte – so sehr, dass es eine Sucht geworden ist, ähnlich der Gier eines Alkoholikers nach Schnaps.

»Willst du einen Shot?«, fragt der Typ. Ich glaube, er heißt Jason oder Jessie oder irgendwas anderes mit J. Er muss es rufen, um den Song zu übertönen, der aus den Lautsprechern wummert. Dazu hebt er ein leeres Glas vor mein Gesicht. Seine grauen Augen glänzen betrunken und blöde, was so ziemlich ein und dasselbe ist.

Ich schüttele den Kopf, immer noch lächelnd. Dieses Kunstlächeln trage ich fast wie eine schimmernde Kette. Es macht mich hübsch, wenn ich in der Öffentlichkeit bin,